

Rocken bis zum Schluss

Von Nina Rehfeld

Krummbeinig und gebeugt stehen 20 Senioren auf der Bühne der Academy of Music in Northampton, das Haar grau, die Hosenbünde kurz unterm Rippenbogen. Sie singen leise, es klingt wie ein gediegener Engelschor. Langsam schwellen die Stimmen an, und plötzlich versteht man die Worte: „You can't always get what you want.“ Die Band setzt ein, das Piano schwillt zum forte, und die Alten rocken mit vollem Körpereinsatz los. Sie schwingen die Arme, lassen die Hüften kreisen, wippen in den Knien und intonieren in voller Lautstärke den berühmten Rolling-Stones-Song. Willkommen beim verrücktesten Seniorenprojekt der USA: Young@Heart.

Der Chor, dessen Mitglieder alle jenseits der 70 sind, ringt den Klassikern des Rock 'n' Roll neue Bedeutung ab. Wenn der 79-jährige Steve Martin wütend Bruce Springsteens Liedzeilen über Langeweile und Sprachlosigkeit aus „Dancing In The Dark“ ins Mikrofon schreit oder wenn Stan Goldman, Jahrgang 1930, eine knochentrockene Version von Jimi Hendrix' Hirnvernebelungsballe „Purple Haze“ gibt, dann brechen die Senioren dem Tabuthema „Alter“ plötzlich auf ganz und gar unerwartete Weise Bahn.

Es war die Idee von Bob Cilman (54), Songs von den Zombies und Nirvana, Radiohead und Jefferson Airplane, den Talking Heads und James Brown mit einem greisen Chor zu inszenieren. Er entwickelte ein Theaterprojekt, das mit Gesang, Stand-up-Comedy und Nummern-Persiflagen begann, das später Stücke mit Breakdancern, Flüchtlingen und einem schwulen Männerchor aufführte, und das schließlich mit Young@Heart in einem international weit beachteten Phänomen mündete. Vor zwei Jahren drehte der britische Filmemacher Stephen Walker eine vielfach preisgekrönte Dokumentation gleichen Namens über den Chor, der am 2. Oktober auch in die deutschen Kinos kommt.

„In meinem Leben gab es immer schon wunderbare alte Menschen“, sagt Bob Cilman. Erwa sein Großvater aus Minsk, der „als alter Sozialist dieses Land nie ganz kapiert hat“, wie er sagt. Auch Cilman möchte mit einigen uramerikanischen Klischees brechen. „Wenn man hierzulande ein Seniorenmagazin kauft, blickt man auf Leute, die aussehen wie 50 und wirken, als würden sie jeden Tag sieben Meilen rennen. Wir sind in den USA konditioniert, überall



Kann man zu alt für den Rock 'n' Roll sein? Vielleicht. Aber bestimmt nicht, wenn man zu Amerikas Seniorenchor Young@Heart gehört. Selbst wenn die Knochen auf der Bühne manchmal knacken



Superhelden erblicken zu wollen. Aber hier im Chor wird das Altern nicht versteckt.“ Von rüstigen Senioren zu sprechen, trifft die Sache deshalb nicht ganz. Einige von Cilmans Chormitgliedern kommen mit Krückstock oder im Rollstuhl auf die Bühne, und während Fred Knittles wunderbarer Bass-Version von Coldplays „Fix You“ zischt rhythmisch sein Sauerstoffgerät, das er wegen seiner Herzinsuffizienz tragen muss. So ist es eben, wenn man alt wird. „Jeder von uns hat irgendwas – Herzprobleme, Bluthochdruck oder Diabetes. Wir sind halt alle auf Pille“, sagt Jean Florio und lacht.

Jean Florio hat mit ihren 86 Jahren fünf Herzattacken hinter sich. Bei der letzten sammelte sie Wasser in ihrer Lunge. „Aber wie Sie sehen, bin ich noch da“, sagt sie und kichert. „Ja, ich habe das weiße Licht schon gesehen. Aber ich habe es einfach ignoriert.“ Florio wuchs als Farmerstochter in Springfield auf, ein paar Meilen südlich von Northampton in Massachusetts, wo der Chor residiert. 1993, kurz nach dem Tod ihres Mannes, sah sie den Chor zum ersten Mal auf der Bühne. „Es schien, als ob die da oben jede Menge Spaß hatten“, erinnert sie sich, „also ging ich zum Vorsprechen.“ Seither ist die Frau, die bis zu ihrem 73. Lebensjahr den Staat Massachusetts nicht verlassen hat, mit Young@Heart in Europa, Australien und Hawaii auf Tournee gewesen. Und sie glaubt: „Wir werden immer besser, je älter wir werden.“

Wer nun allerdings denkt, dass Young@Heart bloß eine clevere Rührnummer mit reizenden Greisen ist, liegt falsch. „Wir sind kein Sozialdienst“, sagt Bob Cilman, „sondern ein Kunstprojekt, und Kunst ist anstrengend.“

Sein Büro im ersten Stock eines alten Backsteinbaus zielt ein Poster aus dem Berliner Hebbel-Theater, in dem die Gruppe 2006 auftrat, und seine Proben sind alles andere als ein gemütlicher Kaffeeklatsch. Cilman wird schon mal ungeduldig, wenn der Chor den komplexen Worhythmus von „Yes We Can“ der Pointer Sisters nicht hinkommt, oder wenn das Solo zu James Browns „I Feel Good“ wieder und wieder an der falschen Strophe scheitert. Er ringt die Hände, rollt die Augen, droht damit hinzuschmeißen. Kurz: Er tritt seinen Künstlern mit unverhohlenen Anspruch gegenüber. Und er nimmt nicht einfach jeden netten Senioren auf. „Ich suche Leute, die singen können und die eine gewisse Erscheinung haben“, sagt er.

„Ich weiß noch, wie ich beim Vorsprechen über Bob dachte: Diesem jungen

Mann fehlt's offenbar ein wenig an Umgangsformen“, sagt Steve Martin. Mit 79 ist er eines der jüngsten Chormitglieder, und oft chauffiert er mit seinem silbernen Sportcabrio die Älteren zu den Proben. Als Martin vor acht Jahren vorsprach, hatte er eine Nummer aus „My Fair Lady“ vorbereitet. Cilman beschied dem Ex-Marineinfanteristen: „Wir machen hier kein Broadway-Zeugs.“ Er habe eine Weile gebraucht, gibt Martin zu, bis er das künstlerische Konzept von Cilman verstand. „Rock 'n' Roll ist bei mir bisher immer auf taube Ohren gestoßen. Und weil er so laut ist, habe ich den Liedtexten nie zugehört. Aber inzwischen weiß ich, dass nicht alles nur Dröhnen, Scheppern und Klirren ist und dass manche dieser Songs wunderbare Geschichten erzählen.“

Jeanne Hatch (81) lässt lasziv die Hüften kreisen, während sie mit anzüglich gesenkter Stimme Lou Reeds „Take A Walk On The Wild Side“ ins Bühnenmikro haucht. Als sie an der Stelle, an der es im Original um Oralsex geht, ein dezentes Hüstel setzt, tobt der Saal. „Die Leute fangen normalerweise schon am Anfang der Strophe an zu kichern, weil sie ja wissen, was kommt“, sagt sie später. Die pensionierte Lehrerin mit dem Bubikopf gibt zu, anfangs keinen einzigen der Songs gekannt zu haben. „Ich wusste nicht, was ich davon halten soll. Aber dann begann ich, sie zu mögen. Sie haben einen guten Beat – und interessante Texte!“ Jeanne Hatch singt gleich mehrere Solos in der Show, obwohl sie Rheuma hat, das ihr besonders im Fußgelenk zu schaffen macht. „Aber sobald ich auf die Bühne trete, ist all das wie weggeblasen. Ich kann tanzen und mich bewegen, das ist toll.“

Manchmal muss Bob Cilman seine Chormitglieder sogar bremsen. „Cool it“, sagt er dann, wenn Steve Martin mal wieder mit allzu viel Verve ans Mikrofon tritt. „Ich glaube, dass die Musik das Altern verzögert“, sagt Martin. Neulich wachte er nachts auf und dachte: „Himmel, ich werde älter, als ich dachte!“ Also nahm er einen Bleistift zur Hand und rekalkulierte seine Finanzen. Das Leben, nicht der Tod ist für diese Leute das Thema. „Wissen Sie, Fred Knittle sollte vor sechs Monaten sterben“, sagt Jeanne Hatch, „aber er war viel zu beschäftigt.“

Am Ende der Show verbeugen sich die Chormitglieder zu stehenden Ovationen, und es gibt kaum einen von ihnen, der den Auftritt nicht in den Knochen spürt. Reihenweise fahren die Hände ins Kreuz, denn dies ist der Abschlusstritt einer Tournee, der die Alten nach Los Angeles, Salt Lake City, New York und Boston führte. Aber das Heimpublikum fordert frenetisch eine Zugabe, und natürlich gibt es sie. Diesmal schließen die greisen Rocker mit einer Ballade. Sie heißt: „Forever Young“.

„Wir werden immer besser, je älter wir werden“, erklären die Mitglieder des Seniorenchors Young@Heart. Und rocken los FOTOS: SENATOR

Das Handy, meine Bank

Sogar Sparguthaben sind auf Mobiltelefonen gespeichert: Wie die moderne Kommunikationstechnik die afrikanische Gesellschaft verändert

Von Ulrich Werner Schulze

Es geht alles blitzschnell. In der Sekunde, in der die junge, schlanke Frau sich mit beiden Händen an den Haltestangen der Tür des Omnibusses festhält und nach draußen späht, greift der Dieb zu. Ungeniert und unbedrängt steckt er im Vorbeigehen seine Finger von der Seite in die rechte Hosentasche der jungen Schwarzen – und rennt dann mit langen Schritten davon, das Handy in der Hand.

„My phone, my phone.“ Laut gellen die Rufe der Bestohlenen in die Dämmerung. Nur für einen Moment schauen die ersten Verkäufer auf, unbeteiligt, uninteressiert. Einige der Fahrgäste im Bus halten sich die Hand vor den weit offenen Mund; es ist nicht auszumachen, ob sie erschrocken sind oder einfach nur gähnen nach der siebenstündigen, stickigen Nachttour, die sie in dem Bus von der Hauptstadt Nairobi an die Ostküste Kenias zugebracht haben.

Morgen für Morgen gehen 4.30 Uhr quellen am zentralen Busbahnhof Mombasas einige Tausend Fahrgäste aus den oft mehr als 200 Bussen, die in kurzen Zeitintervallen täglich zweimal die 550 Kilometer quer durch das Land zurücklegen, taumeln noch schlaftrunken in die Stadt, suchen sich ihren Weg. Keiner ach-

tet auf den anderen – mit Ausnahme der lauernden Diebe. Dies ist ihre Stunde.

Der Verlust des Mobiltelefons trifft die junge Frau – nennen wir sie Vayega – sehr hart. In Afrika ist ein Handy viel mehr als nur Telefon und Statussymbol. Es ist für viele die einzige Art der Kommunikation mit ihren Verwandten und Freunden, für manche sogar die private Geldquelle. Noch vor der notorisch quengelnden Frage eines jeden Mittellosen an der Straßenecke nach etwas Geld für eine Tüte Reis oder ein Softgetränk rangiert mittlerweile die nach „Airtime“, nach der grünen Telefonkarte von „Safaricom“. Diese Karten enthalten einen Barcode zu 100, 250 oder 500 kenianischen Schillingen (ein bis fünf Euro), dessen verdeckte Fläche mit der Nummer weggerubbelt und dessen Zahlen dann in das Mobiltelefon eingetippt werden. Jedes Kind kann das.

Binnen fünf Jahren hat das Mobiltelefon in Afrika das Verhalten einer ganzen Generation revolutioniert – und sie gleichzeitig aus der Steinzeit ins Informationszeitalter katapultiert. Von 1999 bis 2004 verzehnfachte sich die Zahl der Handy-Besitzer von 7,5 auf 80 Millionen; danach explodierte sie erst richtig: 2007 besaßen rund 300 Millionen Afrikaner ein Handy – von den 780 Millionen Menschen, die den Schwarzen Kontinent bevölkern, hat also inzwischen fast jeder zweite eines.

Mit einem solchen Wunderding kann man nicht nur telefonieren oder SMS-Kurznachrichten schreiben und versenden. Es ist zugleich ein MP3-Player, hat ein Ortungssystem, eine Spielkonsole, eine Digitalkamera mit einem Speicherchip für wenigstens 500 hochauflösende Fotos, ein Telefon- und Adressregister und – Internet? Natürlich! Kein Problem. Hakuna matata, das Motto Kenias: kein Problem, alles kein Problem.

Doch Afrika hat spezifische Bedürfnisse, die noch weit über die üblichen technischen Spielereien hinausgehen. Und so steckt in jedem der handlichen Kistchen aus Kunststoff, Metall, Silizium und Coltan auch ein Banksafe. Wenigstens so etwas Ähnliches. Eine Mischung aus Sparbuch und Konto, aus Homebanking und Cashbox. Deshalb heißen in vielen afrikanischen Staaten Mobiltelefone schlicht M-Phone, wobei das M nicht für Mobile steht, sondern für Money (Geld). Der Weltbank-Ableger Consultive Group to Assist the Poor (CGAP) sieht ein großes Potenzial: „M-Banking hat eine enorme Zielgruppe in einem Kontinent, in dem Löhne immer noch überwiegend bar ausbezahlt werden, kaum einer auf dem Land über ein Bankkonto verfügt, in dem ein Bankinstitut oft weit entfernt ist“, sagt David Mwango in Nairobi. In Afrika ist das Mobiltelefon schlicht auch eine Bank.

Es ist überhaupt kein Problem, eine bestimmte Summe Geld von einem Handy auf ein anderes zu transferieren. Vayega, die in einem Restaurant arbeitet, „überweist“ mit ihrem Mobiltelefon jeden Monat einige Hundert Schilling ihres Gehaltes – insgesamt rund 8500 Schilling – an ihre Mutter hoch oben im Norden Kenias. 5000 kenianische Schilling hatte Vayega auf ihrem Mobiltelefon gebunkert. Dazu alle Adressen und Telefonnummern. Die Geheimdaten, die PINs, die notwendigen Zugangscodes indessen hat sie in ihrem Kopf gespeichert. In einem Kontinent, in dem Schreibpapier notorisch knapp und

teuer und ein Kugelschreiber für viele der weniger Betuchten immer noch eine Rarität ist, in einem Land wie Kenia, in dem mehr Menschen auf dem Land als in der Stadt leben und acht von zehn arm sind, in so einer Umgebung kommt der technischen Einrichtung des Mobiltelefons eine Kardinalfunktion zu; das Gedächtnis aber ist der Art Schlüssel für die universelle private Zentraleinheit M-Phone.

Zwar ist die Anschaffung des Gerätes relativ teuer. Ein Mobiltelefon kostet umgerechnet zwischen 30 Euro in der einfachen und 150 Euro in der Luxusausführung – aber eisern sparen die Menschen

für diese kleine Exklusivität sich ihre letzte Tüte Ugali, eine Art Maisgrütze, vom ohnehin leeren Magen ab. Die Benutzung eines Mobiltelefons dagegen ist äußerst preiswert: ein Schilling pro SMS, drei für jedes Gespräch bis fünf Minuten.

Vayega ist zornig ob des frechen Diebstahls. Aber unbesorgt. Niemand außer ihr kann es ohne ihren speziellen Code bedienen. Gegen sieben Uhr betritt die Frau das nächste Safaricom-Geschäft, das mit seiner grellen grünen Fassade im Häusermeer Mombasas leicht zu finden ist. Binnen Minuten hat sie ihre Daten der freundlichen Dame auf der anderen Seite des Tresens mitgeteilt, binnen Minuten ist die Nummer für immer gesperrt und die Sim-Card damit wertlos, binnen Minuten ist das Geldguthaben gesichert. Vayega kauft ein neues M-Phone – auf Kredit – und geht. Die Welt ist wieder in Ordnung.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Vayega kein Formular ausgefüllt, nur ihre Daten mitgeteilt. Die gespeicherten Adressen würde sie erst nach einer weiteren Kontrollschleife über Nairobi erhalten. In wenigen Tagen. Ob sie allerdings alle ihre gespeicherten Telefonnummern und Adressen wirklich so bald bekommen wird, ist noch lange nicht ausgemacht. Nicht ohne Grund gilt das Sprichwort: Gott kam nach Afrika, um dort das Warten zu lernen.



Afrika hat auf dem Weg ins digitale Zeitalter das Bankkonto übersprungen. Geldgeschäfte werden am Handy getätigt FOTO: ULRICH WERNER SCHULZE